Der Sonntagsgast.

Jahrgang 18. Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger. No. 30.

Zur Erinnerung an die Mainzer Pulver-Explosion.

Am 18. November 1857.

In der Kanzlei der österreichischen Commandantur zu Mainz ist Corporal Huber emsig mit Schreiben beschäftigt, als ihn der Eintritt seines Kameraden Wimmer stört.

„Du hier?" fragt er, diesen befremdet ansehend. „Der General kann jeden Augenblick hier sein, den es ärgerlich machen könnte, Dich zu treffen."

„Weil sie mich fortgejagt haben aus Veranlassung der Angeberei eines Adjutanten?"

„Aus Veranlassung Deiner Nachlässigkeit im Schreiben. Aber sag' was führt Dich her?"

„Ich will nur hören, wie's mit Deinem Mädchen steht?" erwiedert Wimmer und lehnt sich wie ermüdet an die Wand.

„Die Mutter gibt nicht nach. Sie sagte noch gestern, als ich sie in ihrem Häuschen auf dem Kästrich aufsuchte: „Lieber sehe ich das Käthchen lebendig begraben als daß ich sie einem Soldaten gebe. Zwierlei Tuch bleibt mir aus dem Hause, damit basta!"

„Lebendig begraben, das muß schon das Schaurigste sein," spricht Wimmer, wie zu sich selbst. „Wie aber denkt Dein Mädel darüber?"

„Die bleibt mir treu. In einigen Wochen ist meine Dienstzeit um, dann eile ich nach meinem lieben Tyrol, richte die kleine Wirthschaft ein, die der Vater mir hinterließ, kehre hierher zurück und werbe auf's Neue um mein Liebchen."

„Und Du glaubst, daß sie Dir bis dahin treu bleibt?"

„Ich bin dessen sicher."

Wimmer lachte laut auf. „Warte nur, was Du erlebst. Es wird Dir ergehen, wie mir. Häng' ich doch seit Jahr und Tag an dem Mädel, der Grethe. Meinen letzten Blutstropfen hätt' ich für sie hingegeben. Da kommt der Unteroffiziersball, wo sie den Adjutanten sieht. Erst tanzt sie mit ihm, dann geht das Geflüster los, und seit der Zeit —"

„Laß das Mädel laufen, das einer rechtschaffenen Neigung unwerth ist," unterbricht ihn Huber. „Wie Du aussiehst, ganz verzerrt, wie ein Wahnsinniger."

„Ist es anders zu erwarten! mir mein Lieb zu stehlen und mich hinterher im Dienst zu cujoniren!" stößt Wimmer mit wuthbebender Stimme hervor. „Aber er soll nur warten, was geschieht."

„Mach' keine Dummheiten um solch' ein Geschöpf! Da sie mit Käthchen in einem Hause wohnt, kenn' ich ihren Leichtsinn und hab' Dich oft genug gewarnt."

Wimmer durchschreitet das Gemach, dann bleibt er abermals vor Huber stehen. „Sag', wie ist's mit dem Turnen heut' Mittag? Bleibt's dabei?"

„Ohne Zweifel. Der Herzog von Nassau hat sein Erscheinen zugesagt; auch kommen die preußischen und österreichischen Generalitäten und von unserer Garnison an zweihundert Offiziere."

„Da wird ja wohl auch der Adjutant nicht fehlen?"

„Sicher nicht, da er der beste Turner ist."

„Und der beste Tänzer!" Wimmer stößt ein höhnisches Gelächter aus.

„Lache nicht so, Wimmer," spricht Huber, aufstehend und seine Schriften zusammenlegend, „es ist heute Alles so wild, so verdreht an Dir — ich kann's nicht hören. Gehe jetzt und hole mich gegen Abend von hier ab, wir machen einen Spaziergang. Mir ist das Herz gleich Deinem schwer, allein ich trag's wie ein Mann."

In dem Augenblicke öffnet sich die Thür und herein tritt der Adjutant. „Huber, der Commandant erwartet Euch," spricht er. Als er den Corporal Wimmer erblickt, huscht ein Lächeln über seine schöne Züge, dann schreitet er pfeifend aus dem Zimmer.

„Gefällt Dir des Adjutanten Lachen besser, als das meine?" fragt Wimmer, dem die Augen in unheimlicher Gluth leuchten.

„Er lacht wie ein Uebermüthiger, laß ihn lachen und fasse Dich! Du kommst doch heut' Abend?"

Damit verläßt er das Gemach. Wimmer folgt zögernd, daß Huber mahnen muß: „So eile doch, ich muß die Kanzlei schließen!"

Als er nach einiger Zeit zurückkehrt, ist ihm vom Feldmarschall-Lieutenant Paumgarten der Befehl geworden, das Turnfest abzusagen. Ein reitender Bote eilt nach Wiesbaden, während Ordonnanzen ihre Weisungen zu den verschiedenen Offiziercorps tragen.

In dem Häuschen der Frau Schramm werden an dem Tage viel Thränen vergossen. Käthchen, der Wittwe Tochter, hantirt mit unermüdlichem Fleiße mit Bügel- und Glockeisen, während schwere Seufzer und nasse Augen von dem Zustande ihres beklommenen Gemüthes Zeugniß ablegen. Die Mutter hat unumwunden erklärt, daß sie ihr lieber den Hals umdrehe, als die Heirath mit dem Corporal zugebe.

„Kein zweierlei Tuch kommt in mein Haus; ich will keinen Schwiegersohn, dessen Gewerbe das Todtschießen ist," hatte die Waschfrau mit der Bestimmtheit erklärt, welche diesem Stande eigen ist.

Käthchen müht sich umsonst, zu beweisen, daß es tiefer Friede, kein Krieg sei, und es auf die Farbe des Tuches auch nicht ankäme, wenn nur das Herz darunter treu und brav. Ohnedem ziehe der Huber bald den Militärrock aus, und dann wäre er ein ebenso guter Bürger, als die Leute, welche die Mutter so hoch schätze.

Diese läßt aber keinen Einwand gelten. Im Ganzen eine gutmüthige Frau, hält sie auf strenge Zucht im Hause. Und was sich in ihrem Kopfe festsetzt, bleibt darin haften. Dabei ist ihr Mundwerk von seltener Fertigkeit und ihre Stimme so laut, daß eine Kanone sie nicht übertönt.

Käthchen's stille Trauer unterbricht ein Wurf in's offenstehende Fenster. Der Gegenstand, den sie aufhebt, ist ein zusammengeknäulter Zettel, auf dem die Worte stehen:

„Kommen Sie heute Nachmittag zwischen zwei und drei Uhr auf die Rheinstraße. Sie werden dort sehnsüchtig erwartet."

Es ist nicht Huber's Schrift, noch seine Art, um das Haus herum schleichend, ein Stelldichein zu fordern. Das solid denkende Mädchen geht auf Dergleichen nicht ein. Sie hat gerade Zeit, den Zettel in's Feuer zu werfen, als ihre Mutter hochgeröthet und athemlos eintritt. Sie poltert auch sogleich los: „Ist mir das eine schöne Wirthschaft! Schleicht der Wimmer um das Haus herum, da er doch wissen muß, wie's mit der Greth' steht. Schnurstracks bin ich in des leichtsinnigen Dings Kammer geeilt, um ihr zu kündigen. In 14 Tagen fliegt die hinaus; solches Pack im Hause kann ich nicht brauchen. Der ganze Kästrich deutet mit Fingern auf sie. Alles Das kommt vom zweierlei Tuch; damit fängt alles Elend an!"

„Mutter, die Greth' war von jeher leichtsinnig und der Wimmer recht dumm, daß er sie von einem Vergnügen zum andern führte. Es war gerad', als wenn er mit ihr Staat machen wollt'! Dem Huber ist's nie eingefallen, mich auf den Tanzboden führen zu wollen."

„Der wär' mir auch recht gekommen!" Frau Schramm stemmt die Arme in die Seite. „Jetzt aber sag', Käth', wie lange gehst Du denn eigentlich schon mit dem Menschen? Merk' ich das Getuschel doch erst seit ein paar Wochen."

Als Käthchen von Angst schweigt, schreit die Mutter: „Leg' die Bügeleisen weg und antworte."

Das junge Mädchen flüchtet hinter den Herd, doch spricht jetzt Entschlossenheit aus ihren hübschen Zügen, als sie antwortet:

„Es sind zwei Jahre, seit wir uns lieb haben."

„Das ist schändlich! damals bist Du ja noch in die Bügelschul' gegangen."

„Da hat's angefangen."

„Hat er gleich mit Dir gesprochen?"

„Zuerst nur mit den Augen, dann hat er mir kleine Briefchen zugesteckt."

„Was, geschrieben hat er Dir, und Du hast ihm wohl gar geantwortet?"

„Freilich hab' ich's gethan."

„Da seh' Einer die Schulen heutzutag! Nichts, als Nichtsnutzigkeiten bringen sie den Kindern bei. Liebesbriefe schreiben, so was! Und Das habt Ihr zwei Jahre her so fortgetrieben hinter meinem Rücken?"

„Ich hab' nicht den Muth gehabt, Dir's zu sagen."

„Hast Du Dich dabei nicht vor unserem lieben Hergott geschämt?"

„Nein, Mutter, dem war's ganz recht, sonst wär' mir's nicht so tief im Sinn geblieben. Ich hab' den Huber alle Tag in mein Gebet eingeschlossen, und auch vor unserem Herrgott ihm ewige Treu' und Lieb' geschworen."

Frau Schramm starrt die achtzehnjährige Verbrecherin eine Zeit lang fassungslos an, dann überhäuft sie dieselbe erneut mit einem Sprühregen von Vorwürfen, der eine Stunde währt, und welchen Jene mit Schluchzen und Seufzen begleitet. Nach und nach ermüdet die Mutter, die Stimme wird milder, die Worte gelassener. Der Sturm hat ausgebraust, die Fluth verrinnt im Sande.

„So wein' doch nicht," schließt sie. „Die Leut' könnten wahrhaftig denken, ich zanke mit Dir, bei uns herrsche Streit vom Morgen bis zum Abend. Richte das Essen; nachher mußt Du die gebügelte Wasch' in den „Rheinischen Hof" tragen. Sie warten dort d'rauf."

„Ach Mutter, laß mich heut' zu Haus, mir ist das Herz so schwer. Geh' lieber selbst in den „Rheinischen Hof."

„Soll wohl dem Herrn Liebsten das Feld räumen?" fährt Frau Schramm von Neuem auf. „Marsch fort, ohne Widerred', ich will schon aufpassen, daß Ihr nicht mehr zusammenkommt."

Nach Tisch nimmt Käthchen den Waschkorb und schickt sich zum Gehen an. Eine schwere Luft liegt über der Stadt, der Himmel ist von einer grauen Wolkenschicht bedeckt. Es erfaßt das Mädchen Angst, als dürfe sie die Mutter nicht verlassen. Die Vorwürfe, die ihr diese gemacht, haben Zweifel in ihr erregt, die sie nicht zu beschwichtigen vermag. Vielleicht war die zweijährige Heimlichkeit doch ein Unrecht gewesen und die Mutter im Recht? Es hatte ihr der Muth gemangelt, nun war Alles so schön geworden und Jene unerbittlich. — An der Hausthüre kehrt sie noch einmal um und bittet mit Thränen in den Augen: „Verzeih' mir's doch, ich hab' ja nicht gewußt, daß es eine Sünde sei, den Huber lieb zu haben."

„Geh' nur, geh', meinen Segen kriegt Ihr nicht, damit basta!"

Langsamen Schrittes schleicht das Mädchen der Rheinstraße zu. Sie sieht nicht rechts, noch links, sie will dem Huber gar nicht begegnen, hatte sie ihm doch nur zu klagen und vorzuweinen.

Als sie um die Ecke der Carmeliten-Straße biegt, steht er vor ihr. Erschrocken weicht sie zurück und sieht ihn vorwurfsvoll an.

„Was hast Du, Käthchen, Du bist ja ganz betreten? Am Ende ist Dir's nicht einmal recht, daß ich auf Wimmer's Aufforderung hierherkomme?"

„So war's der Wimmer, der mir den Zettel in das Zimmer warf? Daraufhin bin ich nicht gekommen. Die Mutter selber hat mich hierhergeschickt. Ach, Joseph, zwischen uns ist es ab und aus. Die Mutter will mich lieber todt sehen, als mich Dir zur Frau geben."

„Vielleicht haben wir gefehlt," sagt der Soldat wehmüthig; „aber sieh', Deine Mutter flößt mir mehr Respekt ein, als alle meine Oberen. So mir Nichts, Dir Nichts vor sie hinzutreten, fehlt mir die Courage. Jetzt ist's aber anders; ich kann Dir was bieten und hab' das Recht, um Dich zu freien. Jetzt blockire ich die Festung und geb' nicht nach, bis ich eine schwache Stelle an ihr entdecke, und sollte ich dabei jahrelang ausharren müssen. Weine nicht und laß uns auf Gott vertrauen. Ich muß jetzt fort. Das Herz ist mir voll Bangigkeit. Der Wimmer geberdete sich heute Morgen in der Kanzlei wie ein Verrückter, und als ich nach seinem Weggehen dahin zurückkehrte, fehlten die Schlüssel zum Pulverthurm, die stets über dem Schreibtischpulte des Adjutanten hängen. Ich machte sofort die Anzeige, da meinte der Adjutant, die Schlüssel möchten wohl von den Preußen abgeholt worden sein."

Käthchen bleibt stehen. Sie sagt zitternd: „Geh', geh', vor dem wilden Polen hab' ich von jeher Angst gehabt."

Kaum sind die Worte aus ihrem Munde, da ertönt ein donnerähnliches Geräusch. Wie ein Blitzschlag fährt es prasselnd nieder, die Fensterrahmen der Häuser mit zerschmettertem Glas bedecken die Straßen; Schornsteine stürzen ein, die Luft ist verdickt von Rauch und niederfallenden Steinen; eine mächtige, wie von einem Orkan getriebene Rauchwolke verfinstert den Himmel.

Käthchen sinkt, von einem Stein getroffen, zur Erde. „Allbarmherziger, was ist Das?" ruft sie.

Da zieht sie Huber auch schon heftig empor. — „Komme," keucht er, „es war der Pulverthurm; wir müssen nach der Mutter sehen!"

Als Artillerist hatte er die Explosion erkannt.

Käthchen klammert sich an seinen Arm, und die Beiden eilen, getrieben von Entsetzen, dem Kästrich zu.

Dort leuchten ihnen blutrothe Flammen durch Rauchsäulen entgegen, während Jammerrufe von allen Seiten her erschallen. Das vor Entsetzen und Schreck stummgewordene Liebespaar setzt über Trümmer und unter nachstürzendem Mauerwerk vorwärts. Welch' ein Anblick! Vom alten Kästrich, dem oberen Theile der Gaugasse bis zum Eingang in die Stephans-Straße starrt ihnen eine einzige rauchende und brennende Ruine entgegen.

Endlich haben Huber und Käthchen den Platz erreicht, wo das Haus der Wittwe Schramm gestanden hat. Herzzerreißendes Geschrei und Gestöhne dringt aus dem Boden empor, während ringsum verstümmelte, zuckende Körper liegen, deren Blut den Schutt roth färbt. Händeringende Mütter suchen nach ihren Kindern, Kinder jammern nach ihren Eltern.

Huber stürzt wie ein Verzweifelter auf den Schutthaufen, der rauchend das Häuschen bedeckt. Er greift in die brennenden Balken und trägt sie hinweg, wühlt die Erde auf und arbeitet mit übermenschlicher Kraft, wobei ihm Käthchen muthig zur Seite steht. Sie fühlt, daß es heißt: jetzt handeln, nicht jammern.

Von allen Seiten betheiligten sich entschlossene Männer an der Arbeit; Bürger und Militär, Alles setzt seine besten Kräfte ein, um dem furchtbaren Grabe die Opfer zu entreißen. Die erste Person, die man aus dem Schutte zieht, ist Grethe. Der Adjutant hat sie aus dem Trümmerwerk befreit. Sie ist eine Leiche. Man trägt sie hinweg, während der junge Offizier sich mit rühmlichem Eifer an dem weiteren Rettungswerk betheiligt.

„Wer ist das weinende Mädchen," fragt er, als er bemerkt, wie Käthchen, das Ohr auf der Erde, Huber zur Eile anspornt.

„Meine Braut, Herr Oberlieutenant," antwortet dieser, „und die wir suchen, ist ihre Mutter."

Da dringen aus der Erde die Worte: „Helft, helft, ich ersticke!"

Mit neuem Eifer wälzen die Helfer, jetzt ohne Beil und Schippe, den Schutt hinweg. Käthchen ruft: „Halte aus, Mutter, wir sind da, ich und der Huber. — Gott wird ja barmherzig sein!"

Ein Arm wird frei, Käthchen greift nach der Hand, die noch warm ist. Langsam löst man den Körper aus dem Schutte, noch ein letztes Hinwegräumen und das aufjubelnde Paar hält die Mutter in den Armen.

Frau Schramm erzählt fürchterliche Dinge von der ausgestandenen Todesangst. Knieend lag sie, rufend und betend, bei vollem Bewußtsein sieben Stunden lang in dem entsetzlichen Grabe. Durch eine Wand geschützt, hatte sie anfänglich Raum über ihrem Kopfe, allein nachrieselnder Schutt verengte diesen immer mehr. Zuletzt konnte sie nur noch, bei jedem Athemzuge Staub verschluckend, mit Mühe athmen.

Als Frau Schramm zu völligem Bewußtsein kommt, zieht sie Huber und Käthchen an ihr Herz. „Ihr kriegt Euch. Ihr Kinder, Ihr kriegt Euch!" sagt sie unter Weinen und Lachen. „Gelt, Huber, wenn Ihr mein Kind nicht so lieb gehabt, Ihr hättet das böse alte Weib unter'm Schutt liegen lassen, denn nur Eurer Ausdauer hab' ich mein Leben zu danken. Du aber, Käthe, hattest Recht, als Du meintest, der liebe Gott wäre für Deine Lieb' gewesen."

Den Corporal Wimmer hatten Vorübergehende zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags, an den Martinsthurm angelehnt, mit der Schildwache plaudern sehen. Dann war jede Spur von ihm verschwunden.

Die mißglückte Lebensrettung.

Herr Pechmann hat nicht blos diesen ominösen Namen, sondern auch das unselige Talent mit in die Wiege bekommen, überall lauter Unheil zu wittern und bei allem gleich an das Schlimmste zu denken. Bei jeder Theater-Vorstellung fällt ihm eine Panik, bei jeder Trauung die Schwiegermutter und bei jeder Landpartie sofort die Möglichkeit eines Wolkenbruches ein. Wird auf dem Marktplatze eine Menagerie aufgestellt, so gewinnt er alsbald die Ueberzeugung, daß der Löwenkäfig schadhaft und daher die Erwürgung zahlreicher Mitbürger durch das Unthier nur eine Frage der Zeit sei. Bei jedem aufgespannten Sonnenschirm sieht er schon im Geiste ein paar Augen, die derselbe einrennen müsse, und selbst der Geldbriefträger erfüllt ihn um deswillen mit lebhaftem Schauder, weil er sich denselben nicht gut anders, als von räuberischen Burschen in einem Hinterhalte überfallen, ausgeplündert, zerstückelt und eingepckelt vorstellen kann. Vor Kurzem kaufte er einem Knaben, der mit seinem etwas weit angelegten Munde eine Zehnpfennig-Harmonika bearbeitete, dieses Instrument nur aus Besorgniß, daß er dem Jungen in den Schlund gerathen könnte, um fünfzig Pfennige ab und war mehrere Tage untröstlich, als er bald darauf außer dem vermeintlich Geretteten auch dessen vier Brüder mit solchen Unglücks-Instrumenten bewaffnet sah.

Bei solchen Charaktereigenschaften kann es wohl auch Niemand wundern, daß Herr Pechmann, als er unlängst in den Anlagen am Kanal spazieren ging und hierbei in ziemlicher Entfernung vor sich eine Dame dicht an dem steil abfallenden Ufer schreiten sah, sofort ein unseliges Verhängniß ahnte, auf Grund dessen hier im Dunkel des Waldes sich ein einzig und allein von ihm noch zu verhinderndes, entsetzliches Ereigniß zutragen sollte. Sein Argwohn wuchs von Sekunde zu Sekunde, je länger er das Treiben der Unbekannten beobachtete. Wann war überhaupt nur jemals ein Frauenzimmer unter normalen Umständen so haarscharf am Rande des schroff abfinkenden Dammes gegangen? Und nicht allein das! Sie blieb alle Augenblicke stehen und sah — während Pechmann rasch hinter einem Baume Deckung suchte — bald scheu nach rückwärts, bald starr mit unverkennbarem Verlangen in das Wasser hinab.

Himmel, wenn sie sich plötzlich hineinstürzte! Und er konnte nur mäßig schwimmen; zudem kein Mensch weit und breit.

Da — da — kein Zweifel mehr! — sie ging wieder ein paar Schritte — dann hielt sie an und nahm nun unter ihrem Mantel ein dunkles Etwas hervor, das man bis jetzt nicht hatte sehen können. Auch jetzt konnte Pechmann nicht unterscheiden, was es war, aber so viel wußte er gewiß: Entweder war es ein Stein, mit dem sie im entscheidenden Moment ihr Körpergewicht behufs leichteren Unterfinkens erhöhen wollte, oder es war — ihn schüttelte es ordentlich bei dem Gedanken — ein Geheimniß, das sie mit sich in die Tiefe nehmen wollte.

Ha! Und nun schien sie die geeignete Stelle gefunden zu haben. Noch einmal spähte sie vorsichtig nach rückwärts, dann stieg sie, das unerkannte Ding vor sich her tragend, rasch die Stufen hinunter, die dort — Pechmann sah sie nicht, aber er kannte die Stelle — an das Kanalbett führten.

Noch einen Moment zögerte er, sodann besann er sich seiner Menschenpflicht und rannte mit mächtigem „Ha—alt! Ha—alt!"-Rufen der Unglücksstätte so rasch entgegen, als es sein schwerer Corpus und seine kurzen, dicken Beine gestatteten.

Und dem Himmel sei Dank, er kam noch nicht zu spät!

Zwar stand sie bereits dicht am Wasser und beugte sich über dasselbe, aber er riß sie, nachdem er auf den ersten Fehlgriff allerdings nur ihren Hut und Chignon erwischt und losgelöst hatte, auf den zweiten Versuch glücklich zurück und rief nun, während er sich bemühte, sie das Treppchen herauf zu zerren, mit flehender Stimme: „Bitt' schön, bitt' schön! Das dürfen Sie nicht thun. Ich geb's nicht zu, schon weil ich Mitglied des Thierschutz-Vereins bin! Das geht nicht!"

„Aber warum denn nicht?" ächzte jetzt die Dame empört und suchte sich mit der einen Hand, die sie scheinbar nur frei hatte, von ihm loszumachen.

„Warum nicht!" rief er entsetzt und zerrte mit doppelter Heftigkeit an ihr. „Welch' unmoralische frevelhafte Frage! Unglückselige, wie konnten Sie so tief sinken! Es ist ja ganz unfaßbar!"

„Lassen Sie mich in Ruhe!" schrie die Dame. „Nur ein Verrückter kann einen solchen Skandal aufführen wegen etwas so Alltäglichem!"

„Alltäglich!" stöhnte Pechmann und packte sie mit den Händen. „Gerechter Himmel! Das nennen Sie alltäglich! Sie gehören ja in's Irrenhaus oder wenigstens unter Polizeiaufsicht! Aber ich bedaure Sie zu sehr, um Ihnen ernstlich zürnen zu können! Jedenfalls haben Sie unglückliche Verhältnisse —"

„Gehen Sie weg!" schnaubte die Dame, „ich habe keine Verhältnisse —"

„Meine Beste," suchte er sie, immer an ihr zerrend und ziehend, zu besänftigen, „ich meine ja nur, vielleicht hat Sie die Noth zu dem unglückseligen Schritt getrieben — seien Sie offen gegen mich, ich helfe Ihnen ja gern!"

„Nun wird's mir zu dumm!" rief sie und riß sich los. „Ich brauche keine Hülfe — ich kann meinen — Mops allein baden!" Dabei drehte sie sich rasch herum und hielt ihm das klaffende triefende Geschöpf in's Gesicht, das ihn sofort in die Nase kniff und dann, frei gegeben, an die Waden sprang.

„Wa — wa — was??" stotterte Hr. Pechmann und starrte ihren Hund wie ein Meerwunder an, „Sie wollten nur — und ich meinte, Sie gingen in's Wasser!"

Nun mußte die Dame trotz aller Entrüstung lachen, und sie lachte noch immer fort, als der komische Lebensretter längst in schleuniger Flucht aus ihren Augen entschwunden war.

Uebrigens — das soll am Schluß dieser Schilderung zu Pechmann's Ehre nicht verschwiegen werden — er hatte damals, wie sich schließlich herausstellte, doch vollkommen recht, als er mit der Dame am Kanal Unheil ahnte; denn nicht lange nachher hat sie zur Sühne des ihr von ihm gewordenen Leides ihn — geheirathet.

Die Würste des Grafen.

Ein amüsantes Abenteuer ist dem in der Avenue des Champs-Elysees in Paris wohnenden Grafen de X. passirt. Als er letzthin in seiner Equipage den Boulevard Saint-Germain entlang fuhr, bemerkte er ein großes Packet auf dem Fahrdamme. Er hob dasselbe auf und brachte es nach dem nächsten Polizeikommissariate in der Meinung, es enthalte irgend etwas Werthvolles. Bei der Oeffnung des Packetes ergab sich, daß es 12 Würste enthielt. Der Graf mußte trotz seiner Weigerung, mit der Sache weiter befaßt zu werden, eine Quittung über seinen Fund in Empfang nehmen, da ihm nach den gesetzlichen Vorschriften, im Falle der Verlierer sich nicht in wenigen Tagen vor Unbrauchbarwerdung der Waare meldete, das aus dem Verkaufe derselben erzielte Geld ausgehändigt werden müßte. Drei Tage nachher beauftragte der Kommissar, da sich kein Verlierer bei ihm gemeldet hatte, einen Beamten, die Würste nach den Markthallen zu tragen, um sie dort verkaufen zu lassen und den Ertrag dem Grafen de X. zuzustellen. Der Beamte verstand aber die ihm gegebene Weisung nicht richtig und trug die Würste direkt in das Hotel des Grafen, dem die Sache bereits unangenehm zu werden begann. Vergeblich stellte er dem Boten des Kommissars vor, daß er mit den Würsten nichts anzufangen wisse, er mußte sie in Empfang nehmen und eine Quittung darüber ausstellen, die der Kommissar, ohne sie anzusehen, unter seine Papiere legte. Darüber verflossen wiederum mehrere Tage. Eines Morgens erhielt der Kommissar von der Polizeipräfektur ein Gesuch um Auskünfte über die fraglichen Würste, deren Uebergabe an das Kommissariat in einem Rapporte erwähnt wäre. Was sei aus ihnen geworden? Man habe nirgends eine Spur von ihnen zu entdecken vermocht. Der Kommissar wandte sich an seinen Boten, der ihm natürlich mittheilte, er habe die Würste dem Grafen überbracht. Daraufhin entsandte der Kommissar einen Inspektor zu Herrn de X., bei dem er sich höflich über das entstandene Mißverständniß entschuldigen und die Würste zurückfordern ließ. Der Graf aber, dem die Sache zu bunt wurde, erwiderte, er habe die Würste an die Armen seines Viertels vertheilen lassen und wolle mit der Angelegenheit nicht weiter behelligt werden. Der Kommissar hat nun von der Präfektur Befehl erhalten, die Würste aus seiner eigenen Tasche zu bezahlen, wenn der Verlierer sich noch nachträglich melden sollte.

Selbst bedient.

Casimir Perier, der vormalige Präsident der französischen Republik, ist ein eifriger Radfahrer. Während seines Sommeraufenthalts im Departement der Aube sucht er ein Vergnügen darin, möglichst viele Kilometer zurückzulegen und dann in irgend einem am Wege gelegenen Wirthshause ein Mahl einzunehmen, wie es die Küche gerade bietet.

Auf einer solchen Tour, so weiß der „Figaro" zu erzählen, kam der Expräsident in Begleitung seines Sohnes kürzlich nach Champoigny-sur-Yonne zwischen Sens und Montereau. Von der Thür einer Schenke, die den stolzen Namen „Bahnhofs-Restaurant" führte, machten die beiden Fahrer Halt und fragten die allein anwesende Wirthin, ob sie etwas zu essen haben könnten.

„Ich habe leider nur Sardinen und Eier im Hause", antwortete die biedere Frau.

„Nicht ein kleines Beefsteak oder so was Aehnliches?"

„Das müßte ich erst aus dem Dorfe holen, und bis dahin habe ich wenigstens eine halbe Stunde zu laufen.... aber wenn Sie selbst mit Ihren Rädern — — —"

„Schon gut, wir werden hinfahren und das Fleisch holen."

Ohne Verzug klettern die Beiden auf ihre Räder und jagen nach Montigny, um bei dem dortigen Schlächter das Fleisch für ihre Beefsteaks zu besorgen, das ihnen dann von der Wirthin bereitet wurde.

Erst am nächsten Morgen erfuhr diese, was sie für vornehme Gäste gehabt hatte.

Ein Sträfling als Millionär.

Im Jahre 1806 wurde in London ein gewisser George Andrews wegen mehrfacher schwerer Verbrechen zur lebenslänglichen Deportation nach Vandiemensland, heute Tasmanien, verurtheilt und mit dem Bemerken dorthin eingeliefert, daß er arbeitsscheu und unverbesserlich sei. Der Gouverneur der Sträflingskolonie aber brachte es dahin, daß Andrews einer der fleißigsten Arbeiter, schließlich sogar Kommandant eines Trupps von Schicksalsgenossen wurde. Als solcher wirkte er nun wahre Wunder. Große Strecken Landes wurden unter seiner Leitung urbar gemacht und Erfolge erzielt, daß der Gouverneur Andrews aufforderte, sich von ihm eine Belohnung zu erbitten. „Schenkt mir die Moräste, an deren Austrocknung Ihr verzweifelt," sagte Andrews, und als sein Wunsch gewährt wurde, ging er sofort an's Werk. Freilich war dies eine äußerst schwierige Arbeit, und es dauerte über zwanzig Jahre, bis er damit zu Stande kam, allein er besaß schließlich die dem Sumpfe abgewonnenen Ländereien, für die ihm sofort 100,000 Pfund Sterling geboten wurden. Infolgedessen kam Andrews um seine Begnadigung, respektive die Erlaubniß zur Rückkehr nach England ein. Im Jahre 1839 erhielt er dieselbe und betrat 1840 den Boden der Heimath wieder, die ihn einst mit Recht verstoßen hatte, um fortan als steinreicher Mann in London zu leben.

Auf dem Balle.

Junger Mann (der wegen Anknüpfung eines Gesprächs in Verlegenheit ist): „Mein Fräulein — haben Sie schon einmal Lunde gerochen?"